
Entindividualisierung und Ich-Fixierung

Zur Auseinandersetzung mit der Leistungsgesellschaft in der aktuellen Literatur

WEERTJE WILLMS

»Leistung« (achievement) and »Leistungsgesellschaft« (achievement-oriented society) have, in recent years, become much-discussed topics in public and media discourse, in academic research and in literature, meeting with a great deal of critical appraisal from researchers and authors. On the basis of an analysis and interpretation of the story *Nach oben ist das Leben offen* (»Life Opens Upwards«) by Philipp Schönthaler and a cursory look at additional literary texts, this study will, on the one hand, identify the parallels between academic and literary discourse. On the other hand, it will demonstrate that literature performs a specification: for here, what is diagnosed as the actual problem of our present society, is a precarious relationship of the subject with him/herself and his/her fellow human beings; the identity of human beings, which is a part or consequence of contemporary achievement-oriented society and its functioning mechanisms, can be rendered by the terms de-individualisation and ego-fixation. Identity and relationship disorders are conveyed through conspicuous forms of aesthetic defamiliarization/alienation, displayed at various levels, e.g., those of space, time, narrative structure or reported speech.

Die Themen »Leistung« und »Leistungsgesellschaft« sind derzeit in aller Munde – sei es im öffentlichen und medialen Diskurs, in populärwissenschaftlichen Abhandlungen¹, in der Wissenschaft² oder in der Literatur. Ist Leistung ein Begriff, der ursprünglich mit der Arbeitswelt in Verbindung gebracht wurde, so fällt im derzeitigen Diskurs eine große Bandbreite unterschiedlichster Subthemen auf, die im Zusammenhang mit Leistung und Leistungsgesellschaft verhandelt werden. Neben Arbeit und Wirtschaft sind dies unter anderem: Bildung, Gesundheitswesen, Freizeit, Sport, Körper (Schönheitschirurgie, Neuroenhancement), Sexualität, neue Medien. Alle diese Bereiche gelten als konstitutiv für eine Gesellschaft, deren wichtigstes Paradigma die Leistung ist, welche, im Gegensatz zu früher, nun eben nicht mehr nur auf

¹ Besonders bekannt geworden ist Svenja Flaßpöhler, *Wir Genußarbeiter. Über Freiheit und Zwang in der Leistungsgesellschaft*. München 2011.

² Hier eine kleine Auswahl von Texten, die in den letzten Monaten erschienen sind: Lars Distelhorst, *Leistung. Das Endstadium der Ideologie*. Bielefeld 2013; Stefanie Graefe, *Burnout. Unglückliche Arbeitskämpfe im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld 2013; Karin Kaudelka/Gerhard Kilger (Hg.), *Eigenverantwortlich und leistungsfähig. Das selbständige Individuum in der sich wandelnden Arbeitswelt*. Bielefeld 2013; Sighard Neckel (Hg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Frankfurt/M. 2013; Alfred Schäfer, *Leistung*. Paderborn 2014.

den Arbeitssektor bezogen ist, sondern alle Ebenen der Gesellschaft durchdrungen hat. So gilt Leistung mittlerweile als ein allumfassendes Prinzip, das auch die letzten Winkel der Individualität und Privatsphäre erfasst hat und die Individuen zu permanenter Selbstoptimierung zwingt. Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass Leistung im derzeitigen Diskurs tendenziell nicht – wie es ursprünglich der Fall war – als positive Leitkategorie betrachtet wird, sondern, dass ihr ein Element des Maßlosen und Zerstörerischen zugeschrieben wird. Die verschiedenen Diskurse zu Leistung und Leistungsgesellschaft der letzten Jahre verbindet eine insgesamt kritische Einstellung gegenüber den gesellschaftlichen Entwicklungen.

Nun sind weder das Thema Leistungsgesellschaft an sich noch die Kritik daran neu. Immer wieder gab es Phasen in der Geschichte, in denen verstärkt die hohen oder zu hohen Leistungsanforderungen vor allem in der Arbeitswelt kritisch erörtert wurden und auch Schriftsteller sich mit diesem Thema in ihren Werken auseinandergesetzt haben.³ Angesichts der derzeitigen Allgegenwärtigkeit des Themas Leistungsgesellschaft auf den unterschiedlichen Diskursebenen muss also zum einen gefragt werden, welche Aspekte des Themas überhaupt diskutiert und kritisiert werden. Zum anderen gilt es zu untersuchen, wie die Reflexionen auf das Leistungsthema in der aktuellen Literatur aussehen: Werden hier dieselben Aspekte fokussiert wie in den anderen Diskursen oder stellt die Literatur eine eigene ›Diagnose‹ auf? Und welche spezifischen ästhetischen Formen werden für die literarische Auseinandersetzung gewählt?

Meine These ist, dass sich zwischen dem literarischen und dem wissenschaftlichen Diskurs viele auffällige Parallelen erkennen lassen, die Literatur jedoch eine Spezifizierung vornimmt: In sehr vielen der in den letzten 20 Jahren entstandenen literarischen Texte zum Thema Leistungsgesellschaft wird als das eigentliche Problem unserer gegenwärtigen Gesellschaft ein auf spezifische Weise prekäres Verhältnis des Subjekts zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen diagnostiziert und somit die Auswirkungen der Leistungsgesellschaft auf die menschliche Identität und Beziehungsfähigkeit dargestellt. Als Folge einer einseitigen Fixierung auf Leistungserbringung und -steigerung ist das Subjekt mit anderen Menschen nur durch oberflächliche Beziehungen verbunden, was wiederum mit einer Störung der eigenen Identität einhergeht. Diese spezifische, problematische Identität und die Beziehungsstörungen werden auf ästhetischer Ebene mit ungewöhnlichen literarischen Mitteln modelliert. Der Rekurs auf das Thema Leistungsgesellschaft bietet der Literatur somit einerseits die Möglichkeit, eine (in anderen Diskursen bereits vorhandene) kritische Perspektive auf den Gegenstand aufzugreifen, zu ver-

³ Z. B. Hans Falladas *Kleiner Mann, was nun?* (1932) oder Rudolph Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert* (1933). In diesen Texten steht die Kritik an den Arbeitsanforderungen allerdings vor allem unter dem Zeichen einer allgemeinen Kapitalismuskritik.

stärken und spezifische Schwerpunkte zu setzen; andererseits wird das Thema zum Anlass genommen, mit innovativen und verfremdenden Darstellungsformen zu experimentieren.

Im Folgenden möchte ich diese Beobachtungen an einem repräsentativen Beispiel genauer explizieren, nämlich an der Erzählung *Nach oben ist das Leben offen* von Philipp Schönthaler.⁴ Vor der Textanalyse erfolgt ein Einblick in die derzeitigen Auseinandersetzungen mit dem Thema Leistungsgesellschaft auf anderen Diskursebenen. Diese knappe Darstellung soll den literarischen Text kontextualisieren. Dies erscheint umso erforderlicher, als Schönthalers Erzählungen selbst auf einer intensiven theoretischen Beschäftigung mit dem Thema Leistungsgesellschaft beruhen, wie ein entsprechendes Literaturverzeichnis am Ende des Erzählbandes offenbart.⁵ Abschließend soll cursorisch auf die für den literarischen Text zentralen Aspekte der Auseinandersetzung mit dem Thema Leistungsgesellschaft in anderen Texten hingewiesen werden.

1. Diskurse über die gegenwärtige Leistungsgesellschaft

Hält man sich zunächst einmal vor Augen, was unter Leistungsgesellschaft und Leistung zu verstehen ist, so ist nicht sofort offensichtlich, woher die gegenwärtige Kritik rührt, sind diese Begriffe doch grundsätzlich positiv besetzt: Der Ursprung unseres heutigen Verständnisses der Leistungsgesellschaft liegt im 18. Jahrhundert, als sich als das wichtigste Kriterium für »die Verteilung angestrebter Güter wie Macht, Einkommen, Prestige und Besitz«⁶ die

⁴ Philipp Schönthaler, *Nach oben ist das Leben offen*. In: Ders., *Nach oben ist das Leben offen. Erzählungen*. Berlin 2012, S. 5–25. (Im Folgenden zitiert mit der Abkürzung Schönthaler 2012 und Seitenzahl.)

⁵ Auf den Seiten 195–201 ist eine umfangreiche Zusammenstellung der für den Erzählband verwendeten Literatur abgedruckt. Hier finden sich z. B. folgende Texte: Horst Dilling (Hg.), *Internationale Klassifikation psychischer Störungen – ICD-10. Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis*. Bern u. a. 2007 [sic: Die 4. Auflage ist von 2006, die 5. von 2008.]; Hans Eberspächer, *Gut sein, wenn's drauf ankommt. Erfolg durch mentales Training*. München 2008; Alain Ehrenberg, *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/M. 2004; Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M. 1994; Marion Grillparzer/Martina Kittler, *Fatburner. So einfach schmilzt das Fett weg*. München 2005; Byung-Chul Han, *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin 2010; Reinhold Messner, *Berge versetzen. Das Credo eines Grenzgängers*. München 1993; Victor Obeck, *Isometric. Die erfolgreiche und revolutionäre Methode für müheloses Muskeltraining*. Bern 1980. Auch andere Autorinnen und Autoren haben sich nachweislich mit den unterschiedlichen Diskursen zum Thema Leistung auseinandergesetzt. So verarbeitet beispielsweise Kathrin Röggla in ihrem Roman *wir schlafen nicht* (2006) Interviews mit Mitarbeitern großer Firmen, und auch das Theaterstück *Top Dogs* von Urs Widmer (1997) basiert auf Interviewmaterial mit Managern und intensiven Recherchen in der Wirtschaftswelt.

⁶ Klaus Arzberger, *Über die Ursprünge und Entwicklungsbedingungen der Leistungs-*

persönlich erbrachte Leistung des Einzelnen durchzusetzen begann und die bis dahin gültigen Kriterien Vererbung, Stand und Rang ablöste. Leistung und nicht die Geburt sollte als das Zuteilungskriterium für Status und Lebenschancen gelten. Damit war Leistung als Paradigma der Gesellschaft eine demokratische Verheißung, die den Bürgern Freiheit und Mobilität versprach und sie aus den Fesseln des feudalen Gesellschaftssystems entlassen sollte.

Auch Psychologie und Hirnforschung bestätigen mit ihren Untersuchungen, dass Leistung eine positive Kategorie ist, welche die Voraussetzung für unsere Lebenszufriedenheit ist. Die Bereitschaft zu Arbeit und Leistung, so der Hirnforscher Joachim Bauer, beruht auf der Sehnsucht der Menschen nach Anerkennung, Lob, Bestätigung und Liebe. Deshalb ist diese Bereitschaft keineswegs als problematisch einzustufen, sondern gewissermaßen grundlegend für die menschliche Existenz. Die Funktionsmechanismen fasst Bauer so zusammen:

Der menschliche Organismus sehnt sich nach guten Gefühlen. Doch diese sind, neurobiologisch betrachtet, nur zu haben, wenn das Motivationssystem unseres Gehirns beginnt, seinen Cocktail anzurichten. Dies ist der Grund, warum alles menschliche Verhalten eine – überwiegend unbewusste, teils aber durchaus auch bewusste – Tendenz hat, vor allem solche Erlebnisse zu suchen und solche Handlungen auszuführen, die zur Folge haben, dass das Motivationssystem seinen Botenstoff-Cocktail produziert. Zahlreiche Studien der letzten Jahre zeigen, dass das Motivationssystem unseres Gehirns vor allem dann anspringt, wenn uns von anderen Menschen Wertschätzung, Anerkennung, Sympathie oder gar Liebe entgegengebracht werden. Da soziale Akzeptanz uns also via Aktivierung unseres Motivationssystems angenehme Empfindungen bereitet, sind Menschen willens, dafür eine Menge zu tun, ja dafür sogar Anstrengungen und Entbehrungen auf sich zu nehmen.⁷

Vor dem Hintergrund dieser positiven Einschätzungen von Leistung bleibt also zu fragen, was in den derzeitigen Diskursen zur Leistungsgesellschaft kritisiert wird. Als problematische Entwicklungen der heutigen Leistungsgesellschaft werden vor allem drei Punkte in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Untersuchungen (ebenso wie in populärwissenschaftlichen Stellungnahmen) immer wieder benannt: Der erste Kritikpunkt betrifft die Definition des Begriffs »Leistung« und das Ausmaß seiner Anwendung. In den einzelnen Disziplinen – Physik, Psychologie, Ökonomie, Philosophie – existieren unterschiedliche Definitionen, die dem Begriff je verschiedene Aspekte zuschreiben oder diese besonders betonen. Welche Definition als die einer Gesellschaft zugrundeliegende anerkannt ist, »welche menschlichen Tätigkeiten überhaupt in den Stand sozial

gesellschaft. In: Ders./Karl Otto Hondrich/Jürgen Schumacher, *Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik*. Opladen 1988, S. 23–49; hier S. 24.

⁷ Joachim Bauer, *Arbeit. Warum unser Glück von ihr abhängt und wie sie uns krank macht*. München 2013, S. 28 f.

anererkennungswürdiger Leistungen erhoben werden und welche nicht«, hat sich historisch immer wieder geändert und war »stets Gegenstand erbitterter sozialer Kämpfe«,⁸ wie die Soziologen Kai Dröge und Sighard Neckel darlegen. Heute wird vielfach kritisiert, dass dem derzeit vorherrschenden Leistungsbegriff eine Zeitdimension inne sei (»Leistung ist Arbeit pro Zeit«), so dass Leistung unter dem Aspekt der Steigerbarkeit und somit »unter Effizienz- und Rationalitätsaspekten bewertet« wird.⁹ Diese Definition des Leistungsbegriffs ist an sich keine Erfindung der Gegenwart,¹⁰ als neu und besorgniserregend daran gilt das eingangs bereits erwähnte Eindringen dieses eigentlich ökonomischen Leistungsverständnisses in alle Bereiche des menschlichen Lebens.¹¹ Ob es sich um den Bildungssektor handelt, um den eigenen Körper, um Partnerschaft und Liebe oder um den Bereich der Freizeit – alles könnte gesteigert und verbessert werden. Die Arbeit unter dem Kriterium einer potenziell unendlichen Steigerbarkeit zu betrachten und zu bewerten, wird von vielen bereits als problematisch gesehen, denn Überforderung und Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung sind damit unvermeidlich. Das Effizienzkriterium aber auch auf außerökonomische Bereiche auszudehnen und damit die Identität und die Gesellschaft als Ganze in das Zeichen von Leistungssteigerung als einzige oder zumindest wichtigste Bemessungsgrundlage und als wichtigstes Gütekriterium zu stellen, gilt für die meisten ForscherInnen als die Quelle einer ganzen Reihe von Problemen, wie Depressionen, Burnout, Gefühle des Getriebenseins, Oberflächlichkeit, gesellschaftliche Stagnation etc.

Zum zweiten wird angeprangert, dass in der gegenwärtigen Leistungsgesellschaft eine Internalisierung des Leistungszwangs stattgefunden habe, die eine krankmachende Wirkung habe und von den Betroffenen zudem nicht erkannt werde. Der Philosoph Byung-Chul Han beschreibt in seinem Essay *Müdigkeitsgesellschaft*¹² das 21. Jahrhundert als ein Zeitalter, in dem die Menschen – anders als etwa noch im 20. Jahrhundert – nicht mehr von einer fremden Macht kontrolliert und ausgebeutet werden; Macht und Kontrolle seien vielmehr internalisiert und zu einem Selbstzwang geworden, so dass die Menschen sich selbst kontrollierten und ausbeuteten. Diese scheinbare Freiwilligkeit sei eine neue und besonders zerstörerische Form der Gewalt, da sie eine »paradoxe Freiheit«¹³ hervorbringe – einen Zusammenfall von Freiheit und

⁸ Kai Dröge/Sighard Neckel, Leistungsbilanzen. Ein Deutungsmuster verflüchtigt sich – und bleibt umkämpft. In: Polar. Politik – Theorie – Alltag. Zeitschrift für politische Philosophie und Kultur 8 (2010), S. 7–13; hier S. 12.

⁹ Gernot Böhme, Das Leistungsprinzip und das Reich der Freiheit. In: Ders. (Hg.), Kritik der Leistungsgesellschaft. Bielefeld, Basel 2010, S. 13–22; hier S. 14 f.

¹⁰ Arzberger spricht sogar mit einem Verweis auf Bertrand de Jouvenel davon, dass der »Kult der Effizienz« das »eigentliche[] Signum der Leistungsgesellschaft« sei; Arzberger (Anm. 6), S. 49.

¹¹ Vgl. z. B. Böhme (Anm. 9).

¹² Han (Anm. 5).

¹³ Ebd., S. 24.

Zwang, der psychische Erkrankungen wie Burnout und Depression zur Folge habe. Denn wenn das Individuum allein verantwortlich für den Erfolg seiner Leistung ist, stellen sich bei mangelndem Erfolg – und dieser ist ja in der Spirale der unendlichen Steigerbarkeit von Leistung vorprogrammiert – Gefühle des Versagens und Selbstvorwürfe angesichts des Scheiterns an der Selbstverwirklichung ein. Auch andere Forscher bestätigen die Thesen Byung-Chul Han, so z. B. Bauer, der sich in seinem Buch *Arbeit* direkt auf Han bezieht. Der vielbeschworene Zwang zur Selbstoptimierung ist also eine weitere Verlagerung der Verantwortung für das eigene Leben in das Individuum, also eine Folge der Selbstlegitimierung als Folgeerscheinung der sich seit der Aufklärung vollziehenden Individualisierung. Auch hier kann konstatiert werden, dass aus einer Entwicklung, die zunächst ein Freiheitsversprechen bedeutete – nämlich die Befreiung von äußeren Autoritäten –, eine neue Unfreiheit geworden ist. Denn gegen die nach Innen verlagerte Autorität kann man sich nicht wehren; das Versagen ihr gegenüber ruft Schamgefühle hervor, die psychische Erkrankungen nach sich ziehen.

Auffällig ist dabei die von Flaßpöhler so bezeichnete »zwanghafte Lust an der Selbstoptimierung«,¹⁴ also die scheinbare oder eingebildete Lust und Freude an der Optimierung und Steigerung der Leistung auf allen Ebenen, die vielfach als eine Sucht interpretiert wird, hinter der leerer Aktionismus und Depressionen stecken. Wenn man diesen Diagnosen Glauben schenken darf, so sind die Horrorvisionen von Überwachung, umfassender Kontrolle und Steuerung der Menschen durch fremde Mächte in der Science-Fiction-Literatur inzwischen überholt. Die Überwachung kommt nicht mehr von außen, sondern ist in das Selbst verlagert und Teil einer erschreckenden Normalität geworden.

Der dritte häufig genannte Kritikpunkt betrifft die tatsächliche Nichtumsetzung des proklamierten Leistungsprinzips. Für viele Bereiche der Gesellschaft – hier werden insbesondere das Bildungswesen, das Gesundheitswesen und die Wirtschaft genannt – sei eine zunehmende Aushöhlung des Leistungsprinzips zu beobachten. Sighard Neckel spricht mit Blick auf den Finanzmarktkapitalismus von einer »Refeudalisierung« der Wirtschaft und, ausgehend von dieser, letztendlich der ganzen Gesellschaft.¹⁵ Alfred Schäfer sieht, wie viele andere auch, einen ähnlichen Prozess im Bildungswesen.¹⁶ Denn bereits in der Schule werde auf der Grundlage von Herkunft und nicht auf der von Leistung selektiert, so dass die Verteilung der symbolischen oder faktischen Ressourcen wieder an Bedingungen geknüpft wird, die jenseits der individuell erbrachten Leistung liegen, und somit ungerecht ist. Es wird deut-

¹⁴ Flaßpöhler (Anm. 1), Klappentext.

¹⁵ Sighard Neckel, Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 8 (2011) 1, S. 117–128.

¹⁶ Schäfer (Anm. 2).

lich, dass die verschiedenen Probleme der gegenwärtigen Leistungsgesellschaft direkt miteinander zusammenhängen. Denn die scheinbar freiwillige Internalisierung ist mit der Entgrenzung des ökonomischen Leistungsprinzips direkt verknüpft; die Internalisierung der äußeren Autorität provoziert die Bildung neuer Netzwerke und diese bewirkt die »Refeudalisierung«.

Wie bereits angesprochen, entstand zeitgleich mit dem medialen und dem wissenschaftlichen Diskurs auch ein literarischer Diskurs zu den Themen Leistung und Leistungsgesellschaft. Dabei hängt die Auseinandersetzung mit dem Thema Leistungsgesellschaft in der Literatur unmittelbar mit gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen: Zunächst entstand nach 1990 eine Reihe von sozialen Dramen, welche die wirtschaftliche Situation der Wendezeit auf die Bühne stellten oder allgemein das Thema Arbeit problematisierten.¹⁷ Etwas später wartete das Theater mit einigen Texten auf, in denen die dem eigenen System zum Opfer gefallenen Top-Manager zu Wort kamen.¹⁸ Die Wirtschaft wird in diesen Texten als Kampfplatz dargestellt, auf dem entfremdete Subjekte Positionen und Geld nachjagen und dabei sich und andere zerstören. Zwar kann bis heute im literarischen Diskurs ein Schwerpunkt auf dem Bereich der Arbeitswelt konstatiert werden,¹⁹ doch findet sich inzwischen auch hier eine große Bandbreite an Subthemen zur Leistungsgesellschaft wieder, die einen allgemeinen Zwang zur permanenten Selbstoptimierung anprangern.²⁰ Es fällt auf, dass die beiden erstgenannten Kritikpunkte des wissenschaftlichen Diskurses – die Ausdehnung des Steigerungszwangs auf alle Bereiche des Lebens sowie die Internalisierung des Leistungszwangs – auch in den literarischen Texten zentral verhandelt werden. Außerdem herrscht in der Literatur – ebenso wie in den anderen Diskursen – ein kritischer Tenor vor. Der öffentliche und wissenschaftliche Diskurs auf der einen sowie der literarische Diskurs auf der anderen Seite scheinen in Bezug auf

¹⁷ Oliver Bukowskis *Burnout. Die Verweigerung des hohen Cehs* (1992), *Hardcore-schwank Londn – LÄ – Lübbenau* (1993) und *Gäste* (1999); Albert Ostermaiers *Erreger* (2000); Moritz Rinkes *Republik Vineta* (2000); Dea Lohers *Der Dritte Sektor* (2001).

¹⁸ Besonders bekannt geworden ist das bis heute vielfach adaptierte Drama *Top Dogs* (1997) von Urs Widmer (Urs Widmer, *Top Dogs*. Frankfurt/M. 20. Aufl. 2012); ein ähnliches Sujet gestaltet Roland Schimmelpfennig in *push up 1–3* (2001) (Roland Schimmelpfennig, *push up 1–3*. In: Ders., *Die Frau von früher. Stücke 1994–2004*. Frankfurt/M. 2004, S. 343–397).

¹⁹ Ernst Wilhelm Händler, *Wenn wir sterben*. Frankfurt/M. 2002; Terézia Mora, *Der einzige Mann auf dem Kontinent*. München 2009; Matthias Nawrat, *Unternehmer*. Reinbek 2014; Kathrin Röggla, *wir schlafen nicht*. Frankfurt/M. 2006; Anna Weidenholzer, *Der Winter tut den Fischen gut*. St. Pölten u. a. 2012.

²⁰ Wilhelm Genazino, *Wenn wir Tiere wären*. München 2011; Thomas Melle, *Sickster*. Berlin 2011; Judith Schalansky, *Der Hals der Giraffe*. Bildungsroman. Berlin 2011; Juli Zeh, *Corpus Delicti*. Ein Prozess. Frankfurt/M. 2009. Ergänzend genannt werden können noch Texte aus dem europäischen Ausland, die in Deutschland breit rezipiert wurden: Kazuo Ishiguro, *Never Let Me Go*. London 2005 (dt. Alles, was wir geben mussten. München 2005); Michel Houellebecq, *Les particules élémentaires*, Paris 1998 (dt. Elementarteilchen. Köln 1999).

die gegenwärtige Leistungsgesellschaft besonders eng miteinander verknüpft zu sein.

2. Leistung und ihre Folgen am Beispiel von Philipp Schönthalers *Nach oben ist das Leben offen*

Philipp Schönthaler (*1976) hat bereits zwei Werke vorgelegt, in denen er sich mit dem Thema Leistungsgesellschaft beschäftigt: den Erzählband *Nach oben ist das Leben offen* (2012), dem die im Folgenden zu untersuchende Beispiel-erzählung entnommen ist, und den Roman *Das Schiff das singend zieht auf seiner Bahn* (2013).

Die Erzählung *Nach oben ist das Leben offen* beschreibt die letzten Tage des langjährigen Aufenthalts einer Gruppe von jungen Sportlern in einem Sportinternat. Beschrieben werden das Training der Jungen, zwei tragische Zwischenfälle, eine Besichtigung des Internats durch neue Bewerber, die Abschiedsfeier der Jungen sowie ihre Abreise aus dem Internat. Das zentrale Thema der Erzählung sowie des ganzen Erzählbandes, dem diese Erzählung den Titel gegeben hat, ist das Leistungsprinzip, das hier anhand von Leistungssportlern vorgeführt wird. Dieses Prinzip wird in der Erzählung sehr kritisch thematisiert, was sich, wie eingangs bereits angekündigt, vor allem in der Darstellung der Individualität und der Beziehungsfähigkeit der Figuren manifestiert und auf der Ebene der Form eine Entsprechung findet.

Zwar wird, wie eben angekündigt, das Leben einer Gruppe von jungen männlichen Leistungssportlern in einem Sportinternat vorgeführt, doch insgesamt erfahren wir sehr wenig über diese Jungen. Wichtige Dimensionen des menschlichen Daseins werden in der Beschreibung der Figuren und ihres Lebens ausgeklammert: der Raum, die Zeit, die individuelle Charakterisierung, die Sprache.

Die Sportler befinden sich zum Höhenttraining in einem Internat im Gebirge, doch wird dieser Raum nicht vollständig beschrieben, sondern fragmentiert und auf einzelne Elemente reduziert, die dem Training verpflichtet sind: der Schotterweg, der den Berg hinaufführt und zum Lauftraining genutzt wird, der Speisesaal, der Schlafsaal, das Krankenzimmer. Diese einzelnen Räume werden nicht näher illustriert, sondern dienen allein ihrer Funktion, sodass die Wahrnehmung des Raumes äußerst beschränkt ist. Das Internat auf dem Berg selbst ist wie eine Insel, doch es fehlt ein – realer, erinnertes oder imaginiertes – Gegenraum in Form eines Zuhauses, einer Zuflucht, eines Wunsches etc.

Dem Leser wird ein kleiner Ausschnitt aus der Gegenwart der Jungen gezeigt – es sind, wie gesagt, die letzten Tage in dem Internat und die Erzählung endet mit der Abreise der Jungen aus demselben –, doch wir erfahren nicht, was aus ihnen wird, worin das jahrelange harte und entbehrungsreiche Training mündet. Dadurch entbehren die Figuren nicht nur einer Vergangenheit

– sie haben keine Biographie –, sondern auch einer Zukunft. Das Leben findet räumlich und zeitlich allein im Hier und Jetzt des Geschehens statt, ohne weitere räumliche oder zeitliche Dimensionen zu eröffnen. Der einzige Blick in die Vergangenheit findet sich in den letzten Worten der Erzählung:

Wir streckten die Köpfe nochmals aus den heruntergekurbelten Fenstern – um schließlich im Wagen unserer Eltern jene Straße hinunterzufahren, die wir wenige Jahre zuvor zum ersten Mal erregt und voller Euphorie und Erwartung heraufgekommen waren (Schönthaler 2012, 25).

Vorher haben die Jungen ihre Zimmer geputzt und alles wieder in den Zustand gebracht, den sie bei ihrer Ankunft vorgefunden haben (Schönthaler 2012, 24), so dass sie am Ende abfahren, ohne Spuren zu hinterlassen. Sie reisen ab, die Neuen kommen an, die Erzählung schließt mit einer kreisförmigen Bewegung und suggeriert, dass alles immer so weitergehe.

Die Beschreibungen des Lebens der Jungen im Internat konzentrieren sich allein auf die Äußerlichkeiten des täglichen Trainings-Ablaufs, alles andere bleibt uns unbekannt. Dieser Tagesablauf ist von einer freudlosen Monotonie gekennzeichnet, was unter anderem dadurch ausgedrückt wird, dass immer wieder einzelne Sätze oder Abschnitte wortwörtlich wiederholt werden. So heißt es zum Beispiel zu Beginn der Erzählung: »Wir standen in unsere mit Daunen gefütterten Sportjacken gehüllt, die Hände in den Taschen vergraben. Mit den aufgeschlagenen Kragen unserer Jacken wärmten wir unsere Hälse« (Schönthaler 2012, 5). Sieben Seiten später folgt die Schilderung eines typischen Tagesablaufs, die komplett aus intratextuellen Zitaten zusammengesetzt ist. So beginnt ein Abschnitt mit den Worten: »Früh am Morgen versammelten wir uns draußen auf dem Parkplatz, es dämmerte, wir standen in unsere mit Daunen gefütterten Sportjacken gehüllt, die Hände in den Taschen. Mit den aufgeschlagenen Kragen unserer Jacken wärmten wir unsere Hälse« (Schönthaler 2012, 12).

So dominiert der Blick auf das Äußerliche, und das Fehlen einer wichtigen Dimension wird als quälend empfunden: der Dimension des Inhalts. Die Figuren sind reduziert auf ihre Funktion, nämlich auf ihre Leistung, wir erfahren aber nicht einmal, welche Sportart die Jungen überhaupt ausüben, sodass ihre Leistung zum Selbstzweck mutiert. Das Leistungsprinzip ist bereits im Titel *Nach oben ist das Leben offen* erkennbar, der das oben erläuterte, im wissenschaftlichen Diskurs angeprangerte (ökonomische) Prinzip der unendlichen Steigerbarkeit von Leistung ausdrückt. Der Titel verdeutlicht, dass dieses Prinzip nicht nur auf den Bereich des Leistungssports beschränkt ist, sondern für das Leben an sich Gültigkeit beansprucht: Es geht immer noch mehr, es geht immer weiter nach oben. Diese Maxime wird im Text mehrmals aufgegriffen, z. B. an folgender Stelle:

Wir achteten darauf, unsere Fortschritte zu dokumentieren. Gegenseitig trieben wir uns unermüdlich an, absolvierten unsere Trainingseinheiten, mit dem bloß Möglichen durften wir uns niemals zufriedengeben. [...] *Die Kunst von heute ist*

eine Kunst ohne Maß, so hatten wir es schon bei Reinhold Messner gelesen: *Nur auf immer größeren Umwegen sind die zeitbedingten Grenzwerte zu finden, die der allgemeine Erfahrungsschatz und das bisher Erreichte diktieren*. In den Leistungsentwicklungen sämtlicher Disziplinen sind vorerst jedoch keine Grenzen abzusehen, beruhigte uns unser Trainer. Das galt auch für uns (Schönthaler 2012, 17; Herv. im Original).

Deutlich wird, dass die Steigerbarkeit für die Menschen, die Teil dieses Systems sind, eine Notwendigkeit darstellt, aber ebenso einen Druck und eine Bürde. Wenn der Sinn des Tuns dieser Menschen allein in der selbstzweckhaften Steigerung ihrer Leistung liegt und keinen weiteren Inhalt hat, wird jedoch die persönliche Identität letztendlich prekär. Außerdem bekommt die Leistung, wenn das Individuum sich allein auf diese fixiert und alles andere – vor allem soziale Beziehungen – ausblendet, letztendlich einen zu hohen Stellenwert.

Die Figuren der Erzählung, die unter dem Diktat der Grenzenlosigkeit und Steigerbarkeit ihrer Leistung stehen, werden nicht als Menschen aus Fleisch und Blut geschildert: Sie werden nicht charakterisiert, sie haben keine Psyche und, wie schon erwähnt, keine Biographie. Die Sportler erscheinen stets als funktionale Gruppe, in der es keinerlei Individualität gibt, sondern in der alle anonymisiert und austauschbar sind. Dies wird z. B. dadurch indiziert, dass die Jungen keine Namen tragen, aber auch durch das Fehlen einer der wichtigsten menschlichen Eigenschaften, nämlich der Sprache. Nie wird die Sprache der Jungen durch den Modus der direkten Rede wiedergegeben, stets ist es der Erzähler, der in seinen Worten die Rede der Jungen zusammenfasst, so dass die Figurenrede durch ein Maximum an Vermitteltheit wiedergegeben wird. Direkte und indirekte Rede werden nur dem Trainer und dem Sportarzt Dr. Behrens²¹ zugesprochen, wengleich deren Sprache zumeist auf Floskeln und Thesen reduziert ist, die immer wieder wiederholt werden:

Es sei an der Zeit, die Gesundheit zu entmystifizieren, sagte er. Mit dieser Botschaft reiste er unermüdlich auf Tagungen und Kongresse: *Wenn man von Naturhistorikern hört, lehrte uns Behrens, dass weit mehr als 90 % der je existierenden Arten auf dem Planeten ausgestorben seien, so gewönne der Begriff des Lebens- und Berufsrisikos eine keineswegs triviale Bedeutung* (Schönthaler 2012, 14; Herv. im Original).

Den Jungen wird nicht nur keine eigene Sprache zuerkannt, auch alle ihre Handlungen, selbst ihre Gefühle und ihre Träume sind ausschließlich kollektiv. Besonders eindrücklich wird dies in der Schilderung eines Traums, in dem sich in deutlich metaphorischer Weise einerseits ihr Leben verdichtet und andererseits ihre Angst vor der Zukunft manifestiert:

²¹ Hier fällt die Namensgleichheit mit Hofrat Dr. Behrens, dem leitenden Arzt des Lungensanatoriums in Thomas Manns *Zauberberg* auf. Der in der vorliegenden Erzählung nicht näher charakterisierte Sportarzt erhält so gewissermaßen eine externe Charakterisierung als zynischer Herrscher über Leben und Tod.

wir träumten:

Wir waren unterwegs im Hochgebirge, seit nunmehr Wochen, ein knappes Fünftel unseres Körpergewichts hatten wir aufgrund der extremen Höhe bereits verloren [...], so stiegen wir aufwärts, zehn Schritte, zehn Atemzüge Pause, zehn Schritte, zehn Atemzüge Pause, jede Bewegung vollzog sich in dieser Höhe langsam, nur unter den größten Anstrengungen, Schmerzen, wir hatten kaum die Kraft, mit unseren Eispickeln die vereiste Schneedecke zu durchstoßen. Wir stiegen in einer Reihe, immer in Sichtweite zu unserem Vorder- und Hintermann, der Hintermann trat in die Fährten des Vordermanns, in unserem Rücken verlor sich unsere Spur im Schnee. Um uns herrschte dichter Nebel. [...] Frieder war langsam abgefallen, aus seinem vereisten Mund drangen unartikulierte Laute [...]. Wir pausierten, befreiten unsere Schneebrillen von einer zentimeterdicken Eisschicht und sahen nun klarer das Eis, so weit das Auge reichte. Unergründliche Tiefe nach oben und unten. Nur unsere Körper waren durch das Seil verknotet, so waren wir zu einem mehrbeinigen Körper verschmolzen, mehrköpfig, mit potenziertem Willen und potenzierten Kräften, unsere Gedanken waren dieselben. [...] Wir stiegen weiter, unsere Eispickel stießen in den Schnee, bohrten sich in den gefrorenen Leib einer Leiche unter dem Firn, wir eilten rasch weiter, schleppten uns höher, der klebrige, fade Geschmack hatte sich inzwischen in unseren ausgedörrten Mündern festgesetzt [...] Ein Wind kam auf, der von Minute zu Minute stärker wurde, zu einem Sturm anwuchs, uns zunehmend die Sicht raubte. Das scharfe Weiß des Schnees hatte sich schlagartig in Dunkelheit verkehrt (Schönthaler 2012, 20–22).

In diesem kollektiven Alptraum geht es um Extremleistungen (Bergsteigen) mit der Bewegung nach oben. Die Leistungen müssen unter schwersten Bedingungen erbracht werden, die ganze Situation ist schrecklich und freudlos und hat keinen außerhalb ihrer selbst liegenden Sinn. Buchstäblich gehen die Jungen über Leichen, was zwar durchaus bemerkt, aber rasch verdrängt wird (»wir eilten rasch weiter«). Die Wahrnehmung der Jungen fokussiert sich ganz auf die von ihnen geforderte Leistung und ist ansonsten eingeschränkt: Um sie herum herrscht dichter Nebel, der sie – neben den extremen Anstrengungen – daran hindert, irgendetwas anderes wahrzunehmen als den nächsten Schritt, den sie in die Spur des Vordermannes setzen. Die Route ist also vorgegeben, die Bewegung geht nach oben, ohne Reflexion und ohne einen Blick zurück. Dies würde sich auch nicht lohnen, denn die Zukunft scheint ebenso leer zu sein wie die Vergangenheit: Die Jungen hinterlassen keine Spuren und um sie herum sind nur das wüste Eis und der Abgrund. Wenn das eigene Tun so eingeschränkt ist und so gänzlich folgenlos bleibt, wird es jedoch sinnlos. Sehr deutlich drückt der Traum auch das aus, was bereits im Titel der vorliegenden Abhandlung genannt wird: Die Jungen sind einerseits völlig auf sich fixiert. Sie müssen sich auf sich selbst und den eigenen nächsten Schritt konzentrieren, um nicht abzustürzen. Dabei gehen sie manchmal sogar, wie gezeigt, über Leichen und können keine Rücksicht auf diejenigen nehmen, welche die Leistung nicht erbringen. Andererseits wird deutlich markiert, dass es sich bei den Figuren um entindividualisierte Kollektivwesen handelt: »so waren wir zu einem mehrbeinigen Körper verschmolzen, [...] unsere Gedanken waren dieselben«. Die Leistung wird in einem Kollektiv

vollzogen, in dem alle auf dieselbe Art funktionieren und in ihren Gedanken und Emotionen ›gleichgeschaltet‹ sind, ohne ihr Tun zu reflektieren oder zu hinterfragen. Dass die Kollektivierung eine solche Skrupellosigkeit hervorbringt, lässt darauf schließen, dass die Jungen der permanenten Bedrohung eines Überlebenskampfes ausgesetzt sind, in dem nur der Stärkste gewinnen kann und somit alle Konkurrenten sind.

Wie man aus den bisher zitierten Textstellen erkennen kann, wird die Kollektivierung der Jungen auch durch einen besonderen Erzähler ausgedrückt: Es handelt sich um einen homodiegetischen Erzähler, er erzählt seine Geschichte und die seiner Kameraden – aber er spricht nie als Ich. Die ganze Erzählung ist durchgängig in der Wir-Form geschrieben. Das Individuum des Erzählers ist gänzlich im Kollektiv aufgegangen, alle haben hier dieselben Gedanken und Empfindungen, keiner schert aus: »Wir spürten eine unendliche Erschöpfung; den Schaumstoff der Sitze in unseren Nacken, ergriff uns eine unüberwindbare Müdigkeit« (Schönthaler 2012, 7), heißt es beispielsweise zu Beginn, als die Rückfahrt von einem Wettkampf beschrieben wird.

Auch der Erzähler unterscheidet sich nicht von den anderen Mitgliedern dieses Kollektivs: Obwohl er Einblick in die Gefühls- und Gedankenwelt aller Figuren hat – also eigentlich nullfokalisiert erzählt –, ist sein Blick dennoch merkwürdig eingeschränkt. Nie kommentiert oder wertet er das Erzählte, nie distanziert er sich von dem Verhalten einzelner Figuren. Seine Erzählung erscheint als ein Bericht über vergangene Ereignisse, aber es ist ein Bericht ohne Reflexionen über das Berichtete, so dass der Erzähler als Teil des Kollektivs genau dieselbe Blickweise hat wie alle anderen Figuren, nämlich einen Tunnelblick.

Wenn oben gesagt wurde, dass uns ein namenloses Kollektiv von jungen Sportlern vorgeführt wird, so muss dies nun ein wenig eingeschränkt werden. Es gibt nämlich zwei Jungen, die namentlich genannt werden: Walter und Frieder (Letzterer wurde bereits im Traum erwähnt). Bezeichnenderweise sind dies aber zwei Jungen, die aus dem Kollektiv ausscheren und daraufhin nicht mehr zu ihm gehören: Walter erleidet einen epileptischen Anfall und muss das Internat verlassen, Frieder hat einen Unfall und es bleibt unklar, ob er diesen überhaupt überlebt (was im Traum antizipiert wird):

Es war dann der Hund, ein Appenzeller, unten vom Bauernhof, der uns zu ihm führte. Er lag direkt am Fuß der Felswand, der Körper entsetzlich entstellt. Der Hund stand neben dem kalten Leib, bellte kraftlos [...]. Immer wieder stieß der Hund mit seiner Schnauze in das Bündel. [...] Es dauerte anschließend jedoch lange, bis ein entsprechender Wagen vom Notdienst aus dem Tal zu uns heraufkam (Schönthaler 2012, 23).

Das bedeutet offenbar, dass die Jungen erst dann zu Individuen werden, wenn sie nicht mehr zu dem Kollektiv der Sportler dazugehören, das aus dem Individuum ein namenloses, entindividualisiertes Wesen macht. Das Kollektiv nimmt den Verlust der beiden Jungen emotionslos hin, denn das Individuum

ist ersetzbar: »Kaum hatte Walter uns verlassen, war ein Neuer zu uns gestoßen. Die Plätze im Sportheim waren begehrt« (Schönthaler 2012, 15), berichtet der Erzähler.

Dieses empathielose Verhalten gegenüber dem Einzelnen ist aber nicht nur bestimmten einzelnen Personen eigen, sondern Merkmal aller Jungen. So werden die Reaktionen und Ereignisse nach beiden Unfällen wortgleich geschildert: »Wir hatten den Körper sogleich geschultert und zurück ins Heim getragen. Doktor Behrens war schon auf den Beinen« (Schönthaler 2012, 13), heißt es nach dem Anfall von Walter. Und nach der Entdeckung von Frieder: »Wir hatten uns erst zögernd genähert, waren dann aber schnell hinzugetreten, um den Körper sogleich zu schultern und zurück ins Heim zu tragen. Doktor Behrens war schon auf den Beinen« (Schönthaler 2012, 23). Der Vorgang erscheint wie eine Routine, danach gehen das Training und die üblichen Abläufe weiter. Die Gleichgültigkeit der Jungen mutet zynisch an, was besonders nach der Walter-Episode zum Ausdruck kommt:

Behrens schickte uns erneut hinaus auf den Parkplatz, wo der Schotterpfad uns jetzt im Rücken des Heims im Laufschrift aufnahm, aufwärts führte, entlang der Felsen [...] Kaum waren wir zum Heim zurückgekehrt, stiegen wir unter die Dusche, ließen das kalte Wasser auf uns niederprasseln [...], wir entspannten uns, irgendwo spielte ein Radio, wir summten zur Melodie. Anschließend fanden wir uns im Speisesaal ein, frühstückten (Schönthaler 2012, 13).

Immerhin zeigt sich nach dem grausigen Unfall Frieders eine gewisse Erschütterung, die es den Jungen zunächst erschwert, die gewohnte Trainingsroutine wieder aufzunehmen:

Wir standen draußen auf dem Parkplatz, traten unruhig von einem Bein auf das andere, schwiegen, auch als der Trainer zu uns trat, seine Hand auf unsere Schultern legte, uns in die Augen schaute. Wir senkten den Blick. Anfangs machten sich nur einige zögernd auf, folgten dem Schotterpfad im Rücken des Heims, entlang den Felsen und dann in einer Wende hinauf auf den Gipfel – die anderen folgten später (Schönthaler 2012, 24).

Dies ist ein Hinweis darauf, dass Emotionen nicht inexistent sind, sondern die Jungen sie verdrängen müssen, um nicht unterzugehen. Frieder ist untergegangen, weil er Emotionen zugelassen und sich somit eine Individualität erlaubt hat. Bereits zu einem früheren Zeitpunkt wird angedeutet, dass er sich von der emotionalen und gedanklichen ›Gleichschaltung‹ der Gruppe entfernt (vgl. Schönthaler 2012, 18).

Die Unglücksfälle Walters und Frieders werden weder kommentiert, noch werden sie zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal aufgegriffen, und der Leser erfährt auch nie, was aus Walter und Frieder geworden ist. Dass der leerlaufende Trott immer weitergehen wird, egal, was passiert, wird auch dadurch markiert, dass nach Walters Anfall und vor Frieders Unfall besonders viele Sätze und Passagen wörtlich wiederholt werden. Die gegenseitigen Versicherungen der Jungen auf dem eine Woche nach Frieders Unfall stattfinden-

den Abschiedsfest, dass sie sich in Zukunft nicht aus den Augen verlieren wollen (Schönthaler 2012, 24), werden so als Floskeln entlarvt. Die Kehrseite der Kollektivierung und der ›Gleichschaltung‹ der Seelen sind offenbar Ich-Fixierung und Vereinzeln. Wer den Leistungsanforderungen nicht gewachsen ist, fällt aus dem Raster, und letztendlich muss jeder auf sich selber schauen und die eigene Leistung im Blick behalten:

jeder war auf sich gestellt, es zählten die selbst auferlegten Regeln (Schönthaler 2012, 17).

Wir ahnten, dass wir plötzlich *mehr denn je* auf uns und unseren Willen zurückgeworfen sein würden. Wir hielten unseren Blick starr geradeaus gerichtet, sahen einander nicht an (Schönthaler 2012, 18; Herv. W. W.).

Das Kollektiv ist keine Gemeinschaft, denn hier herrscht nicht der Gedanke der Unterstützung der schwächeren Mitglieder und des Einstehens füreinander. Dadurch, dass die einzelnen Mitglieder des Kollektivs austauschbar sind, werden sie vielmehr zu entindividualisierten Konkurrenten, die sich in einem Überlebenskampf befinden. Sie kämpfen nicht gegen einen konkreten Feind – bezeichnenderweise wird nie ein sportlicher Gegner benannt –, sondern die Bedrohung ist eine latente, diffuse und permanente, die aus ihnen selbst und der eigenen Gruppe herrührt, aus der Angst vor dem Abstieg und dem Scheitern am Prinzip der unendlichen Steigerung. Die Internalisierung des Leistungsprinzips bewirkt also einerseits eine Fixierung auf nur einen Aspekt – nämlich die Leistung – und andererseits auf das eigene Ich. Dies hat nicht nur eine enorme individuelle Unfreiheit zur Folge, sondern prägt vor allem in hoch problematischer Weise die sozialen Beziehungen. Durch die Verlagerung der Autorität nach Innen fehlt gewissermaßen ein soziales Über-Ich oder zumindest ist das Gleichgewicht zwischen sozialem und individuellem Über-Ich gestört, sodass die Beziehungen zu anderen Menschen oberflächlich, unverbindlich und empathielos bleiben. Es wird aber deutlich, dass eine solche Störung der Beziehungen nicht nur ein soziales Problem ist, sondern aufgrund der Komplementarität, in der Identität und Alterität zusammenhängen, auch eine Störung der individuellen Identität dieser entindividualisierten und ichfixierten ›Maschinenmenschen‹ selbst bedeutet. Denn ohne den Bezug zu einem Gegenüber kann die individuelle Identität nicht intakt sein.

3. Auseinandersetzungen mit dem Leistungsthema in anderen literarischen Texten

Das, was im vorliegenden Text in Bezug auf den Leistungssport dargestellt wird, beschreibt Schönthaler so ähnlich auch in den anderen Erzählungen seines Erzählbandes *Nach oben ist das Leben offen*. In allen Erzählungen finden sich deutliche Parallelen in Bezug auf die Erzählverfahren sowie die Darstel-

lung der Figuren, des Raumes und der Zeit. Begreift man den Band als eine Einheit, so gilt die Maxime der im Titel ausgedrückten Steigerung mit den ihr inhärenten problematischen Folgen für alle in den verschiedenen Texten verhandelten Bereiche des menschlichen Lebens und unserer Gesellschaft.

So wird beispielsweise sehr eindrücklich in *das schiff das singend zieht auf seiner bahn* ein krankmachender internalisierter Zwang zu Leistungssteigerung und Selbstoptimierung in Bezug auf den Körper dargestellt.²² Anonymisierte Figuren führen hier ein Leben, das durch Ratgeber und Anleitungen strukturiert ist. Diese geben den Menschen »vorgabe[n] für die flüssigkeitsaufnahme (Schönthaler 2012, 32), »richtlinien für die nahrungsaufnahme« (Schönthaler 2012, 33), Anleitungen für die richtige Körperhaltung, das Denken und das Fühlen, damit Körper und Geist als Leistungsmaschinen perfektioniert werden und stets nicht nur das Höchstmaß der möglichen Leistung erbringen, sondern diese noch beständig steigern. Die Figuren führen kein selbstbestimmtes Leben, sondern ein an feststehenden, regulierenden Vorgaben ausgerichtetes, das für alle dasselbe ist. So sind die Figuren, wie auch die aus der oben besprochenen Erzählung, entindividualisiert und auf sich selbst fixiert, außerdem sind ihre sozialen Beziehungen hochgradig gestört. Denn auch in Bezug auf andere agieren sie nur nach den Anleitungen und Richtlinien, die ihnen die Ratgeberliteratur vorgibt, so dass es zu keinem echten zwischenmenschlichen Kontakt kommt. Auch hier hängen die Störung der sozialen Beziehungen und die Störung der Identität miteinander zusammen, denn man benötigt die Beziehung zu einem Gegenüber, um eine intakte Identität besitzen zu können. Und so verwundert es nicht, dass auch zahlreiche psychosomatische Erkrankungen genannt werden, unter denen die Figuren leiden, um dann freilich wiederum nach dem Prinzip ›mehr vom selben‹ behandelt zu werden: Verabreichen von Medikamenten, Erstellen von *To-do*-Listen, körperliches und mentales Training zur Optimierung der Körperkontrolle etc. Deutlich wird außerdem wieder, dass das Zerstörerische nicht von Außen kommt, sondern dass der ›Feind‹ sich im Menschen selbst befindet. Scheinbar freiwillig unterwerfen sich die Figuren den Anweisungen und sind davon überzeugt, damit das Richtige zu tun.

In *shopping mall* (Schönthaler 2012, 43–58) werden ganz ähnliche Beobachtungen in Bezug auf das Konsumverhalten entfaltet. Vereinzelt, entindividualisierte Figuren treffen sich in einem Einkaufszentrum. Die Menschen sind übersteigert ich-bezogen (»letztlich gilt allerdings: dass man sich selber noch immer am besten beschenkt«; Schönthaler 2012, 55), Denken und Fühlen erfolgt ausschließlich in Floskeln. Die Gemeinschaft ist eine Konsumgemeinschaft (z. B. Schönthaler 2012, 54), die keine tiefen sozialen Beziehungen kennt, sondern nur ein Nebeneinander von Konsumenten. So verwundert es

²² Diese Erzählung aus dem Band *Nach oben ist das Leben offen* (Schönthaler 2012: 27–40) trägt den gleichen Titel wie der 2013 erschienene Roman.

nicht, dass alle unzufrieden und unbefriedigt sind und das Glück stets woanders oder in der Steigerung des Konsumverhaltens wännen. Es gerät ganz aus dem Blick, wozu ein Einkaufszentrum eigentlich da ist. Wie in *Nach oben ist das Leben offen* fehlt der Inhalt, und es geht nicht um bestimmte Dinge, sondern der Konsum wird Selbstzweck in einer von ökonomischen Interessen regulierten Welt, in der Kontrolle, Lüge und Schein dominieren. Wie brüchig die allein auf Konsum gebaute Existenz ist, wird am Ende des Textes durch den Einsturz des Gebäudes metaphorisch dargestellt. Und wenn der Text mit den Worten schließt: »die suche nach den tätern geht noch immer weiter« (Schönthaler 2012, 58), so ist dies durchaus doppelsinnig zu verstehen: Nicht nur die Attentäter, die für den Einsturz verantwortlich sind, sind hier gemeint, sondern ebenso die Verursacher dieser gesellschaftlichen und individuellen Problemlage. Auch in den weiteren Texten des Erzählbandes wiederholen sich diese Darstellungen und Diagnosen in Bezug auf verschiedene Themen: Reise, Bildungswesen, Emotionen, Tiefseetauchen, Bergsteigen.

Frappierenderweise kommen auch viele andere AutorInnen, die sich in ihren Werken mit dem Thema Leistungsgesellschaft auseinandersetzen, zu ähnlichen Ergebnissen in Bezug auf die Darstellung der Menschen, ihrer Identität und Beziehungsfähigkeit wie Schönthaler. Außerdem ist auffällig, dass auch diese AutorInnen extreme Formen der literarischen Verfremdung wählen. Aus dem Korpus der Gegenwartsliteratur zur Leistungsgesellschaft²³ sei hier nur auf drei weitere Texte verwiesen, um zu verdeutlichen, dass es sich bei Schönthalers Erzählungen nicht um Einzelercheinungen, sondern um Fragmente eines umfassenderen literarischen Diskurses handelt.

Kathrin Röggla hat ihren Roman *wir schlafen nicht*²⁴ aus Interviews zusammengesetzt, die sie mit Mitarbeitern verschiedener Unternehmen geführt hat. Das Interviewmaterial hat sie in unterschiedliche Redeformen transformiert und deutlich strukturiert. Die 32 Kapitel des Romans erinnern an eine dramatische Struktur mit Exposition (Kap. 0–1), steigender Handlung (Kap. 2–24), Höhepunkt (Kap. 25–30), abfallender Handlung (Kap. 31) und einem Kommentar (Kap. 32). Durch die literarische Überformung des authentischen Materials vermittelt Röggla eine bestimmte Sicht auf die Leistungsträger unserer Gesellschaft, was auch mit einer deutlichen Wertung verbunden ist.

Die problematische Identität der dargestellten Figuren ist, wie schon bei Schönthaler, eingebettet in aufgelöste Raum- und Zeitstrukturen. Zwar werden Raum und Zeit zunächst konkret genannt – der Roman spielt an einem Tag auf einer Messe –, doch zunehmend verlieren diese basalen Koordinaten des menschlichen Lebens ihre Kontur und sind für die Menschen nicht mehr erfahrbar. Die Messe funktioniert wie ein von der restlichen Gesellschaft ab-

²³ Siehe Anm. 17–20.

²⁴ Im Folgenden wird aus dieser Ausgabe zitiert: Kathrin Röggla, *wir schlafen nicht*. roman. Frankfurt/M. 3. Aufl. 2010.

getrennter Raum, in dem die Menschen isoliert sind, und der nach eigenen Gesetzen funktioniert (ähnlich wie das Sportinternat bei Schönthaler). Immer mehr verschwimmt auch der Unterschied zwischen Realität und Fiktion, und für die zentralen Kapitel (25–30) kann nicht mehr mit Bestimmtheit gesagt werden, ob es sich hier um Wahnvorstellungen oder Träume oder reale Begebenheiten handelt.

Auch weitere wichtige Koordinaten der menschlichen Identität und Individualität fehlen: Häufig wird der Verlust von Erinnerung und Gedächtnis thematisiert, der Verlust der Stimme und des Wissens um die Sterblichkeit als Folge oder Voraussetzung für die Leistungsfähigkeit: »wahrscheinlich sei er mit keinem sinn für sterblichkeit ausgestattet, den habe er einfach nicht, aber sei möglicherweise irgendwann verlorengegangen, so unterwegs [...], aber deswegen schaffe er überhaupt seine ganze workload« (Röggla 2010, 200). Und so verwundert es nicht, dass diese Menschen als »gespenst[er]« (Röggla 2010, 197) und »untote[]« (Röggla 2010, 199) bezeichnet werden, die ihren Blick allein auf ihre Leistungserbringung und -steigerung richten und als Folge dieser einseitigen Fixierung auf sich selbst und ihre Leistung eine gestörte Identität mit diversen psychosomatischen Erkrankungen und hochgradig gestörte Beziehungen zu anderen Menschen aufweisen.

Da der Roman aus Interviewmaterial zusammengesetzt ist, gibt es kaum Handlung, stattdessen dominiert die Rede. Der ganze Roman ist ein einziger Redeschwall der Figuren, die immerzu von sich selbst und ihrer Leistung reden und davon erzählen, was in den Firmen geredet wird. Das Reden scheint das Handeln zu ersetzen, entbehrt indes auch noch eines Inhalts, so dass zwar viel geredet, aber wenig gesagt wird. Die Inhalte der Tätigkeiten dieser Figuren in ihren Firmen bleiben unklar, es entsteht vielmehr der Eindruck, als würde sich ihr ganzes Tun und Streben einzig auf die Steigerung ihrer Leistung und auf das Fortkommen innerhalb der Firma richten. Denn kaum einmal bezieht sich die Rede auf die Produkte der Firma, sondern sie kreist permanent um sich selbst und lässt somit auch keine Beziehung zu anderen Menschen zu. Zwar befinden sich die Figuren auf einer Messe, doch inmitten dieser Menschenmenge sind sie einsam und ausschließlich auf sich selbst gerichtet, da ihre Sprache nicht zu Kommunikation wird und keine Beziehung zu anderen herzustellen vermag. Dies drückt z. B. die »key account managerin« in einem Monolog aus:

»wo waren wir stehengeblieben?« ach ja, wieviel sie am tag rede? sie wisse es auch nicht, das könne sie jetzt beim besten willen nicht sagen. [...] »man hört sich reden, während man spricht und jemand nickt mit. man hört sich reden, während man spricht und jemand grinst einem zu [...] und man denkt, man hat diese sache jetzt abgehakt, aber man hört sich immer noch reden [...]. [...] – »aber wo waren wir stehengeblieben?« ja, das sei eben ihr job: telefonieren, telefonieren, telefonieren. und kommunizieren, kommunizieren, kommunizieren. telefonisches abarbeiten, meetings vorbereiten. und das sei eben die messe: durchdeklinieren, wen man nicht erreichen könne, unerreichbarkeitslisten entwickeln, die man am ende doch nicht brauchen könne – »aber wo waren wir stehengeblieben?« (Röggla 2010, 23 f.).

Die Beziehungen zu anderen Menschen bleiben oberflächlich und austauschbar, mehr noch: Im ständigen Kampf um das eigene Überleben in der Wirtschaft ist jeder andere ein potenzieller Konkurrent und Feind, den es auszuschalten gilt. Nichts ist von Bestand, Menschen sind Material.

Die Identität dieser beziehungsgestörten Figuren zeichnet sich, neben den bisher genannten Aspekten, durch eine bedrohliche Entindividualisierung aus. Dies wird besonders durch die unterschiedlichen Formen der Redewiedergabe ausgedrückt, die Röggl für ihre Interviewmontagen wählt. Die häufigste Form ist die indirekte Rede (siehe das Zitat oben), was zur Folge hat, dass die Figuren, die mit ihren Berufsbezeichnungen – »key account managerin«, »online-redakteurin«, »senior associate« usw. – eingeführt werden, nicht direkt und in der ersten Person sprechen und auf diese Weise in dem Text, der zudem – wie auch die Erzählungen von Schönthaler – durchgängig in Kleinschreibung gedruckt ist, eine Einbuße ihrer Individualität erleiden. Weiterhin werden Aussagen unterschiedlicher Figuren in direkter Rede zitiert und so zusammenmontiert, als kämen sie aus einem Mund; außerdem werden immer wieder identische oder ähnliche Aussagen in unterschiedlichen Redeformen wiederholt. Auch diese Verfahren bewirken ein Verschwimmen der Individualität. Die Figuren mit ihrem Tunnelblick und ihrer Fixierung auf sich selbst erscheinen durch diese Gestaltungsmittel ebenso gleichförmig und statisch wie der Wirtschaftsbetrieb selbst.

Zuletzt sei noch auf die Theaterstücke *Top Dogs* von Urs Widmer und *push up 1–3* von Roland Schimmelpfennig verwiesen. So unterschiedlich die beiden Dramen sind, lassen sie doch sowohl untereinander als auch zu den bisher genannten Texten deutliche Parallelen erkennen. Ähnlich wie in Rögglas *wir schlafen nicht* findet in diesen Dramen kaum Handlung statt, es werden vielmehr Figuren oder Figurenpaare aus der Wirtschaftswelt vorgeführt, die ihre gestörte Identität und Individualität sowie ihre gestörten Beziehungen zu anderen Menschen durch ihre Rede vorführen. Urs Widmers Drama spielt in einem *Outplacement*-Center, in dem sich sieben entlassene Top-Manager treffen und gemeinsam mit einer Beraterin ihre Situation durcharbeiten. In Schimmelpfennigs *push up 1–3* treten acht Firmenmitarbeiter auf, die jeweils zu Paaren angeordnet sind und über unterschiedliche mit ihrer Arbeit zusammenhängende Themen sprechen und streiten. In beiden Stücken wiederholt sich durch verschiedene dramatische und dramaturgische Mittel das, was bisher herausgearbeitet werden konnte: Die Figuren haben keine Individualität, sondern sie sind austauschbar, ihre Persönlichkeitsmerkmale sind nach bestimmten Vorgaben antrainiert, ihre Identität besteht aus Versatzstücken. Dies wird in *Top Dogs* zum Beispiel dadurch ausgedrückt, dass zusätzlich zu den agierenden Figuren acht Hilfskräfte auf der Bühne sind, welche ohne Namen und Text bleiben, aber die gleiche Kleidung tragen wie die *Top Dogs*. Letztere wiederum sollen jeweils unter dem echten Namen der Schauspieler auftreten. Außerdem erproben sich die Teilnehmer des *Outplacement*-Centers durch Rol-

lenspiele, in denen sie mehrfach die Rollen wechseln, was ihnen problemlos gelingt. In *push up 1–3* wird mit Angelika und Sabine ein Figurenpaar vorgeführt, das zahlreiche gleiche Merkmale aufweist: Die beiden Frauen wiederholen identische Sätze, tragen die gleiche Kleidung, essen die gleichen Dinge usw. Viele der Figuren richten ihre Identität an Vorgaben der Firma aus (deutlich besonders bei dem Figurenpaar Patrizia und Robert). Die kaum mit individuellen Merkmalen ausgestatteten Figuren beider Stücke kreisen ständig nur um sich selbst und ihr einziges Interesse ist auf das Fortkommen innerhalb der Firma gerichtet. Inhalte spielen auch hier keine Rolle, sondern nur Macht und Geld. Diese Ziele sollen zwar durch Leistung erreicht werden, durch die einseitige Fixierung auf die Leistung ist diese indes wiederum zum Selbstzweck mutiert und dient nicht einem ›höheren Sinn‹. Entsprechend werden andere Menschen ausschließlich als Konkurrenten oder Feinde erlebt. Sofern es überhaupt Beziehungen zu anderen gibt, sind dies Machtbeziehungen, die von den verinnerlichten Mechanismen und dem Vokabular der Ökonomie durchdrungen sind, und das heißt von Kampf und Konkurrenz. Dies demonstrieren vor allem Patrizia und Robert in *push up 1–3*, deren Beziehung an ihrem Machtdenken scheitert. In *Top Dogs* offenbart sich dies besonders in der 8. Szene, in der die Figuren ihre Träume erzählen. In diesen aber verlassen sie ihr bisheriges Denken nicht und erweisen sich als unfähig, eine Welt jenseits der Wirtschaftswelt zu imaginieren. So nennt zum Beispiel der Manager Deér in seinem Traum eine Sehnsucht nach Wärme und Nähe, beschreibt diese dann aber mit den kriegerischen Metaphern, der Hierarchie und der Unfreiheit der Ökonomie.²⁵ Die meisten Figuren werden als einsame, isolierte oder gar psychisch kranke Menschen entlarvt, für die es keinen Ausweg aus dem Gefängnis der Leistungsspirale gibt.

4. Resümee

Stellt man die im wissenschaftlichen Diskurs vorgenommenen Beschreibungen unserer gegenwärtigen Leistungsgesellschaft, wie sie eingangs zusammengefasst wurden, den literarischen Reflexionen des Themas gegenüber, so fallen zahlreiche Parallelen auf. Von den drei zentralen Kritikpunkten an unserer Leistungsgesellschaft – Internalisierung, Steigerung/Ausweitung und Refeudalisierung des Leistungsprinzips – finden die beiden erstgenannten in den literarischen Texten einen Niederschlag. Der Schwerpunkt der literarischen Darstellung ist jedoch spezifischer: Die literarischen Werke bringen in eindringlicher Weise das Bild der Menschen zur Anschauung, die Teil oder Resultat dieser Leistungsgesellschaft und ihrer Funktionsmechanismen sind,

²⁵ Urs Widmer, *Top Dogs*. Frankfurt/M. 1997, S. 62 f.

nämlich entindividualisierte, ich-fixierte Maschinenmenschen, die unfähig zu tiefen Beziehungen zu anderen sind.²⁶ Die Identitäts- und Beziehungsstörung werden durch auffällige Formen der ästhetischen Verfremdung vermittelt, etwa durch die Auflösung der basalen menschlichen Koordinaten Raum und Zeit, durch Fragmentierung und Entindividualisierung der Figuren mittels Namenlosigkeit, konsequente Kleinschreibung, Wiederholung identischer Sätze oder Merkmale, indirekte Rede, Vermeidung der ersten Person Singular, einen ›Erzähler mit Tunnelblick‹ oder die Auflösung von Handlung zugunsten von Rede.

In einer Gesellschaft, in der die unendlich steigerbare Leistung zum herrschenden Prinzip erklärt ist, gilt: »up or out«, wie es in der Sprache der Wirtschaft heißt. Das Leistungsdenken vernichtet Individualität und Empathie, sodass die Individuen von einer merkwürdigen Mischung aus ›gleichgeschalteter‹, anonymisierter Entindividualisierung und Ich-Fixierung geprägt sind. Das angeborene Bedürfnis des Menschen nach engen Beziehungen zu den Mitmenschen erscheint gestört, die Beziehungen zu anderen sind ebenso verarmt wie die Individualität der Figuren, welche die Welt um sie herum mit einem Tunnelblick wahrnehmen und nicht umfassend reflektieren. Die Gemeinschaft ist keine Gemeinschaft, es handelt sich vielmehr um ein Kollektiv, dessen einzelne Mitglieder sich in einem permanenten Überlebenskampf befinden – ein Zustand, der, wie deutlich geworden sein dürfte, nicht als positiv dargestellt wird, sondern als ein großes gesellschaftliches Problem.

PD Dr. Weertje Willms, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Brsg.; E-Mail: weertje.willms@germanistik.uni-freiburg.de

²⁶ Byung-Chul Han kommt übrigens zu ähnlichen Ergebnissen: Dass in unserer gegenwärtigen Leistungsgesellschaft das Subjekt alle Anforderungen und Zwänge internalisiert habe, weshalb nicht mehr eine fremde Macht, sondern wir selbst Zwang über uns ausüben, habe, wie Han schreibt, eine Fixierung auf das eigene Ich und die »Fragmentierung und Atomisierung des Sozialen« zur Folge, für die »Bindungsarmut« und eine Reihe von psychischen Erkrankungen charakteristisch seien; Han (Anm. 5), S. 22.